

Andreas Lehmann-Wermser

Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover

Die vielen Seiten der musikalischen Praktiken studentischer a cappella-Chöre an amerikanischen Colleges

Rezension zu W. Roger Mantie & Brent C. Talbot (2022). *Education, Music, and the Lives of Undergraduates – Collegiate A Capella and the Pursuit of Happiness*. Bloomsbury Academic. 154 Seiten. 40,61 €, ISBN 978-1350195714.

Die US-amerikanische „Collegiate A Capella“-Bewegung ist ein Sonderfall innerhalb der vielfältigen Vokalszene an US-amerikanischen Bildungsinstitutionen im sekundären und tertiären Bereich. Ursprünglich ausgehend von traditionsreichen Universitäten im Nordosten des Landes, der sog. „Ivy League“, haben sich Ensemble gegründet, die bei allen Unterschieden gemeinsame Merkmale zeigen: Sie sind erstens in dem Sinne Amateure, dass sie fast keine Musikstudenten in ihren Reihen haben. Sie wählen zweitens in der Regel ihre Leiterinnen bzw. Leiter selbst, die dann oft auch für viele Arrangements verantwortlich zeichnen. Sie sind drittens weitgehend auf die ersten vier College-Jahre beschränkt; danach, wenn einige ins Berufsleben wechseln und andere sich professionell spezialisieren, beenden viele diese sehr spezielle Vokalpraxis. Die Ensembles teilen viertens ihre Vorliebe für populäre a capella-Musik, wobei innerhalb dieses weiten Feldes unterschiedliche Traditionen von Barbershop-ähnlichen Arrangements bis hin zu HipHop-Sätzen aufgegriffen werden und aufwändige Choreographien oder kabarettistische Elemente eingeflochten werden. Und schließlich proben die Ensembles mit großer Intensität zwischen sechs und zehn Stunden pro Woche und unterscheiden sich dadurch von den meisten vergleichbaren Ensembles im Rahmen universitärer Musikangebote in Deutschland. Letzteres ist auch deshalb erwähnenswert, weil die Teilnehmenden in der Regel keine Credit-Points für ihr Engagement bekommen, den Aufwand also aus anderen Gründen betreiben; dazu unten mehr.

Obwohl die Collegiate A Capella-Bewegung schon auf eine hundertjährige Geschichte zurückblicken kann, hat sie erst in den 1990er Jahren einen Aufschwung erfahren: Ein entsprechender Verband (NCCA) organisiert (sehr typisch für die US-amerikanische Ensemblepraxis) jährliche Wettbewerbe; mediale Begleitungen wie der *Pitch Perfect* Film des Regisseurs Jason Moore von 2012 trugen zur Popularität bei. Und auch wenn nach Meinung von Talbot und Mantie der Höhepunkt der Bewegung überschritten ist, sind immer noch mehrere tausend Studierende an Colleges in diesen Ensembles engagiert.

Roger Mantie und Brent Talbot, beide Hochschullehrer an US-amerikanischen bzw. kanadischen Universitäten mit langer Erfahrung in der Ensemblearbeit, untersuchen in ihrem Buch die

Praxis dieser Ensembles. Dabei interessiert sie weniger die musikalische Seite, etwa die Arrangements oder die Stimmbildungsarbeit, sondern die Bedeutungen, die der Musik und dem Chorsingen als soziale Tatsache zugewiesen wird. Über neun Jahre hinweg haben sie an Proben teilgenommen und Interviews geführt; entsprechend facettenreich – das sei vorweggenommen – ist ihr Buch darüber geworden. Was sie zunächst interessierte, war die Frage, wie junge Erwachsene in einer Phase, in der sie im Vergleich zur Schulzeit selbstständiger entscheiden und Schwerpunkte setzen können, ihre musikalische Praxis gestalten: Was motiviert sie? Wie sehen sie ihre Ensembles? Welche Bedeutung hat die Chorarbeit für sie? Die Studie hat freilich über die lange Entstehungszeit weitere Schwerpunkte aufgenommen, wie etwa die Geschlechterbeziehungen. Das bringt für die Leserinnen und Leser auch Hürden mit sich. Deshalb: Für wen dieses Buch *nicht* ist:

- Wer eine qualitative Studie erwartet, die von einer abgegrenzten Forschungsfrage ausgehend theoretische Rahmungen expliziert, methodische Schritte ableitet und beschreibt und Fragen beantwortet, wird von diesem Buch enttäuscht sein. Man muss ein wenig suchen, bis man – um den Umfang der Studie einzuschätzen – die Zahl der Interviews findet (63) oder die Anzahl der einbezogenen Institutionen (14). Auch die Gliederung folgt nicht dem üblichen Schema wissenschaftlicher Bücher.
- Wer auf konsequentem methodischem Zugriff – in der amerikanischen ist der Ausdruck „rigid methodology“ gebräuchlich – besteht, wird mit dem Buch nicht glücklich werden. Es bleibt lange unklar, wie die Stichprobe zusammengestellt, ob und wie eine Kodierung der Transkriptionen vorgenommen wurde und welche theoretische Rahmung vorgenommen wurde. Mantie und Talbot sprechen mit viel Selbstironie von der theoretischen Referenz: „We hesitate to label [the study] as grounded theory, though some may choose to describe it that way“ (S. 23). Doch scheint die selbstkritische Verortung angebracht, denn entscheidende Elemente einer GTM-Studie wie die Erarbeitung einer Kernkategorie oder das Ziel der theoretischen Sättigung fehlen.
- Auch wer für die Vokalpraxis an europäischen Schulen oder Hochschulen Einsichten und Anregungen erwartet, wird dieses Buch zur Seite legen. Eine empirische Studie, die auf einer soliden Basis Wege gelingender Praxis aufzeigen würde, wäre ja attraktiv; das aber ist nicht das Anliegen von Mantie und Talbot.

Die Qualitäten des Buches liegen auf anderem Gebiet. Da ist zum einen die ungemein facettenreiche Darstellung der musikalischen Praxis, die mit breiten theoretischen Bezügen aufwarten kann. Zum anderen aber kann man viel lernen, wie lebendig und stilistisch elegant Forschungsergebnisse darstellen kann. Von beidem soll im Folgenden die Rede sein. Vier Untersuchungsbereiche lassen sich ausmachen: lebenslanges Lernen, Geschlechterverhältnisse in den Ensembles, Glücksgefühle und die soziale Positionierung der Chormitglieder.

Thematische Schwerpunkte

Ausgangspunkt der Studie war das Interesse an einem breiten Verständnis musikalischer Teilhabe in der Gesellschaft (S. XI). Das Feld der Collegiate a cappella ergab sich dabei im Nachhinein, da Singen im Chor dort alle Merkmale von Freizeitbeschäftigungen erfüllt: Es ist eine soziale Praxis im Sinne Blackings (1973) und mag typisch für studentisches Leben auf dem College Campus sein. Singen trägt nicht zur Professionalisierung bei, obwohl gerade an den teuren Colleges der Ostküste – laut HSBC (2018) betragen die durchschnittlichen Kosten allein für Studiengebühren durchschnittlich 35.830 \$ – der Erfolgs- und Leistungsdruck hoch ist. Was also treibt

Studierende an, intensiv und ambitioniert zu singen? Die Antworten, die Mantie und Talbot erhielten, sind natürlich vielschichtig. Für manche steht die das Beisammensein im Vordergrund, etwas gemeinsam zu machen, für manche die Konzertsituation, in der sie sich neu erleben (S. 28), für wiederum andere der (typisch US-amerikanische) Wettbewerb. Dabei aber ist die musikalische Arbeit eher nachrangig gegenüber dem Erleben von Zufriedenheit und Glücksgefühlen, dem „pursuit of happiness“, wie es im Untertitel des Buches heißt. Nun ist auch in der deutschen Musikpädagogik über Glück als relevante Dimension des Musizierens geschrieben worden (Mahlert, 2011; Bradler, Losert & Welte, 2015). Aber Mantie und Talbot beziehen die Erfahrungen nach der Auswertung der Interviews konkreter auf die Situation und auf soziale Beziehungen: „Collegiate a cappella members love singing, but as importantly, they like singing with other people – especially other people with whom they feel socially connected“ (S. 35).

Ein zweiter Schwerpunkt betrifft Sexualität und Geschlechterverhältnisse. Dass Beziehungen in reinen Männer-, reinen Frauen- oder eben gemischten Ensembles anders definiert werden, ist nicht erstaunlich. Aber die Autoren erschließen verschiedene Ebenen: die Beziehungen der Ensemblemitglieder untereinander, die Beziehungen der Ensemblemitglieder „nach außen“ und insbesondere in Konzertsituationen sowie die Frage, ob Singen Geschlechterrollenklischees entspricht oder widerspricht. Insgesamt ergibt sich dabei ein erstaunlich konservatives Geschlechterverhältnis. „The heteronormativity of collegiate a cappella is troubling, of course, especially for those outside the norms, but the ways in which heteronormativity translates into male advantage in the structure of participation in a cappella is particularly disturbing to us“ (S. 121). Das in den Interviews gewonnene Bild mag nicht grundsätzlich überraschend sein, aber wie im induktiven Vorgehen die Aspekte erschlossen werden, wie Fragestellungen sich verändern und wie die Personen der Forschenden und ihrer sexuellen Identitäten Perspektiven verändern (S. 47), das ist methodisch interessant, von den Ergebnissen her überzeugend – und gewinnbringend zu lesen. Nur wenige deutsche Studien können ähnlich unverkrampft und stimmig die eigenen Positionen berichten und Erkenntnisinteressen reflektieren. Auf dieser Basis können dabei wie im obigen Zitat auch Wertungen der Autoren einfließen – darauf wird später noch einmal eingegangen.

Erhellend sind drittens jene Passagen, in denen die Praktiken und Interviewbeiträge im Sinne Bourdieus und hier besonders der Theorien zu sozialem Kapital gedeutet werden. Diese Perspektive war nicht ursprünglich vorgegeben. Anders als bei etwa der aktuellen Studie von Scherer (2023) zu Collegiate a cappella wird Bourdieu auch nicht bereits als theoretische Rahmung vorgegeben, sondern erst a posteriori als Erklärung genutzt. Es zeigt sich zunächst, dass die Ensembles durchaus exklusiv sind. „The whiteness and upper-middle-class nature of collegiate a cappella is hardly surprising, given its Ivy League origins“ (S. 121). Dass das exklusive Engagement aber nicht nur als Akkumulation von kulturellem Kapital verstanden werden kann, sondern (ganz theoriekonform) in ökonomisches umgewandelt werden kann, ist erstaunlich. Mehrere Teilnehmende berichten, dass in Bewerbungsgesprächen auf die Mitgliedschaft in den Ensembles eingegangen wurde. Sowohl die Chormitglieder als auch (offensichtlich) die Personalerinnen und Personaler bewerten das positiv. „That potential employers would ask about a participant’s extracurricular singing activity suggests the social and cultural capital of collegiate a cappella does possess longer-term value“ (S. 87). Dass Collegiate a cappella ausdrücklich *keine* klassische Musik im Repertoire haben, steht offensichtlich der Wertschätzung nicht im Wege, ganz in Übereinstimmung mit neueren Entwicklungen hin zu musikalischen „Omnivoren“ (vgl. z. B. Peterson & Kern, 1996). Grundsätzliche Mechanismen der Distinktion über Musik und musikalische Praktiken

funktionieren offensichtlich noch immer, auch unabhängig von speziellen Genres. Für die Perspektive der Teilnehmenden finden sich Entsprechungen bei englischen Ensemblemitgliedern im Bereich der „klassischen“ Musik bei Bull (2019); für den deutschsprachigen Raum stehen ähnliche Untersuchungen noch aus.

Ein Gewinn sind auch jene Passagen, die im Sinne der zentralen Anliegen der Autoren nicht unbedingt notwendig sind, aber das Verständnis vertiefen. Speziell Roger Mantie ist ein kenntnisreicher Autor mit breitem, auch geschichtlichem Interesse; so sind etliche Passagen historisch informiert und spannend zu lesen. Zum Lesevergnügen trägt auch bei, wenn im Zusammenhang mit Judith Butler die Tradition des „Greek Life“¹ auf dem Campus erläutert wird (S. 64ff.). Dies mit den Chören in Verbindung zu bringen bezeichnen die Autoren selbst als „speculative, but intriguing“, weil es die Geschlechterverhältnisse verständlich macht. Die zuvor genannte (und in den meisten Studien übergangene) persönlichen Position der Autoren wird deutlich, wenn sie die Einstellungen der Interviewpartnerinnen und -partner nicht unkommentiert stehen lassen: „That these normalized gendered structures are so unquestioned and undiscussed is, for us, rather shocking“ (S. 67). Zum Lesevergnügen trägt auch der lockere und gelegentlich humorvolle (und so schwer nachzuziehende) Stil bei. So war der ursprüngliche Titel des Buches („Beneath the Covers. Dedication, Desire, and Distinction on Campus“) ein ironisches, wenngleich aus heutiger Sicht missverständliches Spiel mit Alliterationen und Doppeldeutigkeiten (S. XIV).

Kurze Nebenbemerkung: Auch wenn dies in einer Zeitschrift für empirische Musikpädagogik nicht vertieft werden soll, sei ein sehr anregender Gedanke kurz angesprochen. Es liegen nur wenige Erkenntnisse für die USA über musikalische Praxen nach der Schulzeit vor (S. 92): Aber deutlich wird, dass nur wenige Schulabsolventinnen und -absolventen fortführen, was sie in der Schule auf teilweise sehr hohem Niveau gemacht haben. Gerade angesichts der Tatsache, dass der Unterricht in der Sekundarschule einer sog. „performance orientation“ folgt, könnte man erwarten, dass ein hoher Anteil Schülerinnen und Schüler weitermacht, d. h. in irgendeiner Form in Ensembles musiziert – dem ist aber nicht so. Mantie und Talbot suchen nach Ursachen dafür und kritisieren, dass didaktisch zu oft über das *Was?* des Unterrichts nachgedacht würde und zu selten über das *Warum*. Zu oft würden musikimmanente Standards der Perfektion angelegt (S. 99ff.). Eine Geringschätzung der Amateur-Musikpraxis sei festzustellen und eine Fokussierung auf musikpraktische Fähigkeiten, die sich in den während der Interviews mitgeteilten Erfahrungen spiegeln und eine Hürde für lebenslanges Lernen aufstellen. Mantie und Talbot resümieren: „lack of participation in adulthood may not be due to competency or relevance issues but, instead, due to the inability to imagine the application of competencies for future contexts“ (S. 102). Es fehle der Blick auf die Freude am Musizieren und die Förderung von „agency“, die hier definiert wird als „some form of independence or autonomy (...) or the ‚capacity to act‘“ (S. 100). Jegliche Aussagen über Verhältnisse im schulischen Musikunterricht sind nicht einfach auf deutsche zu übertragen. Aber angesichts der Betonung des Musizierens im Unterricht muss gefragt werden, ob die simple Freude am Spiel und die zukunftsorientierte Förderung von „agency“ ausreichend ins Auge gefasst und als wichtiges Lernziel gefördert werden. Seit den ersten Untersuchungen zu lebenslangem Musizieren von Stefanie Pitts (2005; 2007) sind die strukturellen und persönlichen Voraussetzungen vermehrt in den Blick genommen worden, gerade auch in Statuspassagen (z. B.

¹ Weit verbreitet sind studentische Vereinigungen, die mit griechischen Buchstaben bezeichnet werden („Phi Kappa“ usw.) und als Netzwerke fungieren.

Hienen et al. 2023). Eine intensivere Auseinandersetzung über den Zusammenhang mit didaktischen Konzepten und schulischer Praxis, wie sie Mantie und Talbot anstreben, steht noch aus. So bringt dieser Band (neben interessanten Einsichten) viele Fragen theoretischer und empirischer Natur für zukünftige Forschungsprojekte hierzulande hervor.

Literatur

- Blacking, J. (1973). *How musical is man? Jessie & John Danz lectures*. Univ of Washington Pr.
- Bradler, K., Losert, M., & Welte, A. (Hrsg.). (2015). *Musizieren und Glück: Perspektiven der Musikpädagogik*. Schott Music GmbH & Co. KG.
- Bull, A. (2019). *Class, control, and classical music*. Oxford University Press.
- Hienen, T., Busch, V., Schurig, E., & Lehmann-Wermser, A. (2023). Aspects of multiculturalism in musical participation of pupils and students in Germany. In E. Schurig & A. Lehmann-Wermser (Hrsg.), *Aspects of multiculturalism in arts education: Proceedings of the 3rd German-Dutch Colloquium* (S. 90-103). Hochschule für Musik, Theater u. Medien Hannover.
- HSBC (2018). *The Value of Education. The Price of Success*. Online unter [The Value of Education- The price of success \(hsbc.com\)](https://www.hsbc.com/Value-of-Education-The-price-of-success) (26.8.2023)
- Mahlert, U. (2013). *Wege zum Musizieren: Methoden im Instrumental- und Vokalunterricht*. Schott Music.
- Peterson, R. A., & Kern, R. M. (1996). Changing Highbrow Taste: From Snob to Omnivore. *American Sociological Review*, 61(5), 900-907. <https://www.jstor.org/stable/pdf/2096460.pdf?refreqid=excelsior%3Ab39a93d7732847edc2a9c39ccd29d6dd>
- Pitts, S. (2005). *Valuing musical participation*. Ashgate.
- Pitts, S. (2007). Music beyond school: learning through participation. In L. Bresler (Hrsg.), *International Handbook of Research in Arts Education* (Vol. 16, pp. 759-772). Springer Netherlands.
- Scherer, A. D. (2023). Collegiate musicians' experiences with democratic rehearsal procedures. *International Journal of Music Education*, 41(3), 371-382. <https://doi.org/10.1177/02557614221108472>

Andreas Lehmann-Wermser

Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover
Neues Haus 1
30175 Hannover
andreas.lehmann-wermser@hmtm-hannover.de

Elektronische Version / Electronic Version:

<https://www.b-em.info/index.php/ojs/article/view/231>

URN: urn:nbn:de:101:1-2022010322